

W. F. H. Nicolaisen, Aberdeen

Die Welt der Namen¹

Der englische Schriftsteller Graham Greene, in der ersten Geschichte seiner 1963 veröffentlichten Erzählungssammlung, die den ironischen Titel *A Sense of Reality* (Ein Wirklichkeitssinn) trägt², erkundet durch die geschickte Taktik, Fiktionen innerhalb anderer Fiktionen zu verschachteln, die erfundenen Abenteuer eines siebenjährigen Jungen, so wie er sich an sie erinnert oder zumindest in späteren Jahren zu Papier bringt, als er krebskrank dem Tode nahe ist. Seine Kindheitsfantasien, die offensichtlich ihren Antrieb durch *Alice's Adventures in Wonderland* erhalten haben, obwohl sie diese keineswegs nur wiederholen, führen ihn, wie der Titel der Erzählung andeutet, in eine Art Märchenwelt „Unter dem Garten“. Hier ist eine stark gekürzte Fassung dieses Erlebnisses, die leider durch ihre Raffung Graham Greenes Stil in keiner Weise gerecht wird.³

In der Persona des Jungen berichtet Greene:⁴

Ich war an die dreihundert Meter gegangen ..., als ich eine mächtige Eiche von anscheinend ungeheurem Alter erreichte. Sie besaß Wurzeln, die sich über den Boden fortschlängelten. ... Dann – ich weiß nicht warum – sank ich auf die Knie und spähte unter die Wurzeln hinein ... eine der Wurzeln war wie ein Bogen aufgewölbt, über zwei Fuß hoch und ähnelte einem Höhleneingang. Ich steckte den Kopf hinein und strich wieder ein Zündholz an. Das hintere Ende der Höhle war nicht zu erkennen. ... so zauderte ich geraume Zeit, ehe ich den Mut aufbrachte, in die Höhle unter der Baumwurzel hineinzukriechen. ... In der Finsternis bemerkte ich eine Zeitlang gar nicht, daß ich ein langes Gefälle hinabkroch ... Zwischen den Ästen eines unterirdischen Baums kroch ich in einer Maulwurfswelt dahin. Dann lagen die Hindernisse hinter mir – ich war auf der anderen Seite herausgekommen. ... Aber fast wäre ich wieder hingestürzt, weil ich nicht bemerkt hatte, wie steil der Boden abfiel ...

In dieser unterirdischen Welt begegnet der Junge einem alten ‚Ehepaar‘ : er – ein unwirscher alter Mann, sie – eine rachen- und daher sprachlose Frau. In einer Reihe von Dialogen, die man kaum Unterhaltungen nennen kann, kommt der Mann auf das problematische Wesen von Namen zu sprechen:⁵

„Du kannst mich Javitt nennen“, erwiderte er, „aber nur, weil das nicht mein wirklicher Name ist. Du glaubst doch nicht etwa, daß ich dir den angeben würde? Und Maria ist nicht Maria – das ist nur ein Rufname,⁶ auf den sie reagiert, wie ein Jupiter.“

„Ach, nein!“

„Wenn du einen Hund hättest, der Jupiter heißt, würdest du doch nicht annehmen, er sei wirklich Jupiter, nicht wahr?“

„Ich habe einen Hund namens Joe.“

„Für den gilt dasselbe“, erwiderte er und schlürfte seine Suppe.

Zu einem späteren Zeitpunkt erwähnt Javitt, der Mann, den es niemals gab und dessen Name nicht Javitt war, noch einmal Namen:⁷

Am Anfang hattest du einen Namen, den nur der Mann oder die Frau kannte, die dich aus deiner Mutter hervorzogen. Dann gab es einen Namen, mit dem dich deine Sippe rief. Er war von geringer Bedeutung, aber trotzdem noch bedeutungsvoller als der Name, den du bei fremden Leuten hattest. Und dann gab es einen Namen, der in der Familie gebraucht wurde – von deinem Papa und deiner Mama, wenn du diese Menschen heutzutage so nennst. Der einzige Name, der gar keine Kraft besaß, war jener, den du Fremden gegenüber gebrauchtest. Deshalb nenne ich mich im Gespräch mit dir Javitt, aber der Name, den der Mann wußte, der mich aus dem Mutterleib zog – dieser Name war so geheim, daß ich den Menschen das ganze Leben hindurch als Freund behalten mußte, damit er ihn nicht einmal mir sagen würde, wegen der Verantwortung, die seine Kenntnis mit sich brächte; ich könnte ihn nämlich aus Versehen in Gegenwart eines Fremden aussprechen. Dort droben, von wo du herkommst, haben sie begonnen, die Kraft eines Namens zu vergessen. Es würde mich nicht überraschen, wenn du nur den einen Namen hättest, und was für einen Wert hat ein Name, den schon jeder kennt? Meinst du, selbst ich fühle mich hier unten mit meinen Schätzen und allem anderen sicher?

Denn, siehst du, wie es sich ergab, erfuhr ich schließlich doch den allerersten meiner Namen. Er sagte ihn mir, bevor er starb, bevor ich ihn dran hindern konnte, indem ich ihm die Hand auf den Mund legte. Ich zweifle daran, daß es außer mir einen Menschen in der Welt gibt, der seinen ersten Namen kennt. Es ist eine furchtbare Versuchung, ihn laut auszusprechen, ihn ganz beiläufig in die Unterhaltung hineinzubringen, wie man etwa ‚Beim Zeus!‘ oder ‚Um Christi willen!‘ sagen würde; oder ihn bloß zu flüstern, wenn ich annehme, daß niemand aufpaßt.

So, das war der Text, aber nun wird es Zeit für ein wenig Exegese: Erinnern wir uns noch einmal an den Schauplatz, die unterirdische Welt „unter dem Garten“, die so sehr dem Raum gleicht, der in den Zaubermärchen abgesondert ist von der gewöhnlichen räumlichen Umgebung auf dieser Erdoberfläche, in der wir unsere ganz gewöhnlichen Leben leben. Dies sind geheime Räume, die man nur betreten kann, wenn man, absichtlich oder zufällig, davon erfährt oder auf ihre verborgenen Eingänge stößt, in diesem Fall eine seltsam geformte Wurzel einer alten Eiche oder, was Alice betrifft, ein Loch in einem Kaninchenbau oder ein Spiegel. In Volkserzählungen, wie in der von den beiden ‚Stiefschwestern‘⁸, wird die tugendhafte Schwester gezwungen, in einen Brunnen hinunterzuspringen,

worauf sie sich in einer Landschaft befindet, die derjenigen in der Oberwelt gleicht, in der jedoch Hecken und Apfelbäume und Schafe und Kühe für gewisse Menschen verständlich sprechen können, und an deren Rand eine Hexe ihre Macht ausübt entsprechend ihren eigenen verkehrten Regeln.

Und in der Geschichte von den ‚Zertanzten Schuhen‘⁹ steigen die Prinzessinnen in einer Passage unter einem Bett eine Leiter hinunter zu ihren nächtlichen Besuchen im ‚Reich des verfluchten Königs‘ und im ‚Hain, in dem goldene Blumen wachsen‘¹⁰. In all diesen Märchen – und es gibt noch viele andere Beispiele – ist die unterirdische Welt kennbar, weil sie wesentlich dieselben Bestandteile enthält wie die oberirdische, aber diese Ähnlichkeit ist oberflächlich und täuscht; was bekannt und gewohnt aussieht da unten ist in Wirklichkeit voll von Anderssein und Verzauberung und Numinosem und sogar lebensbedrohenden Gefahren. Diese ‚Unterwelt‘, wenn man so will, bietet Erfahrungen und Reibungsflächen, von denen die ‚Oberwelt‘ nichts weiß. Selbst auf die Gefahr hin, meine Metapher und die Bereitschaft meiner Leser, mir zu glauben, zu überfordern, möchte ich, ohne die vertikale Komponente zu wörtlich zu nehmen, den Vorschlag machen, daß es möglich ist zu behaupten, daß diese beiden benachbarten, aber auch kontrastierenden Welten der Worte und der Namen ein Verhältnis zueinander zeigen, das überzeugend auf ebensolche Weise konzipiert werden kann, weil sie trotz ihrer so oft angepriesenen Kongruität nicht denselben Raum einnehmen. Die Welt der Namen – Ihre Welt der Namen, verehrter Leser, meine Welt der Namen, aller Welt der Namen – ist nicht mit der Welt der Worte identisch; sie ist auch nur teilweise in diese eingebettet, obwohl durch sie zugänglich, falls man den geheimen Eingang zu ihr entdecken kann – die knorrige Wurzel, das Loch im Kaninchenbau, den Spiegel, den Brunnen, die Passage unter dem Bett.

Es ist eine Welt, die uns in verblüfftes Staunen versetzt, wenn wir Namen nur als Worte mit zusätzlichen seltsamen Eigenschaften betrachten; es ist im zuständigen wissenschaftlichen Sprachgebrauch die Welt des Onomastikons im Gegensatz zu der Welt des Lexikons, und wenn wir ihren eigentlichen Charakter nicht richtig erkennen, so betreten wir sie auf eigene Gefahr; denn allerlei ‚Ungeheuer‘ oder ‚Hindernisse‘, wie Graham Greene sie bezeichnet, lauern hier auf uns, wie z.B. falsche Vorstellungen, konfuses Denken, veraltete Begriffe, oder methodologische Mängel.

Während es möglich gewesen wäre, die Trennung dieser beiden Welten, zumindest auf metaphorischer Ebene, durch irgendeine der genannten Geschichten oder mit Hilfe vieler anderer, zu beweisen, hat Graham Greenes träumerisch erfundenes Reich ‚Unter dem Garten‘ den zusätzli-

chen Vorteil, nicht nur den siebenjährigen Jungen William Wilditch, sondern in der Erinnerung auch den Mann, der er später geworden war, mit der uralten Frage nach dem Wesen, der Funktion und der Bedeutung von Namen zu konfrontieren und zu ihrer Enträtselung aufzufordern. Javitts Argumente, so benebelt und obskurantisch sie beim ersten Blick erscheinen mögen, liegen nicht weit entfernt von denen, die in Platos Dialog *Kratylos* diskutiert werden, welcher sich auch philosophisch mit einem ähnlichen Problem auseinandersetzt. In ihrer eigenen, ja eigengängerischen Art untermauern sie auch Searls Satz vom Namengebungsprozeß als dem „Sprechakt der identifizierenden Referenz“¹¹. Indem Javitt Maria „nur eine Lautfolge, auf die sie hört“¹² nennt, verneint er, wie Sokrates es auch tut, irgendwelche direkte Beziehung zwischen Namen und Namensträgern. Es findet sich nichts im dreisilbigen MA-RI-A, was die so genannte alte Frau in ihrem inneren Wesen, ihrer Essenz, d.h. sie selbst, meint; wenn diese Lautfolge nicht zur biblischen Miriam zurückverfolgt und dann zufriedenstellend etymologisiert wird, hat sie auf der lexikalischen Ebene keinerlei Bedeutung und kann deshalb nicht als Wort fungieren; sie kann nur auf onomastischer Ebene mit Inhalt gefüllt werden, einem Inhalt, der durch irgendwelche beliebige Lautfolge zur Aussage gemacht werden kann, solange diese den grundsätzlichen kulturellen Erwartungen und traditionellen Charakteristiken eines Namens gerecht wird, der für das Benennen von Mädchen akzeptabel ist. Die alte Frau hätte Ruth, Grete, Anna oder Gertrud heißen oder irgendeinen anderen Namen, der in diese Kategorie paßt, haben können, und Maria ist nur ihr Name insofern wir in der großen Welt unsere Kleidung sind, unser äußeres Image, und in solchem Maße, wie wir in unseren Namen in unserer Lebenszeit hineinwachsen.

Mehrere meiner Studenten und Studentinnen haben mir im Laufe der Jahre gesagt, daß sie, obwohl sie zunächst den Namen, den ihre Eltern für sie gewählt hatten, nicht gemocht, ja manchmal sogar gehaßt hatten, nun Gefallen an ihm fänden und das Gefühl hätten, daß er sie nun so der Welt gegenüber darstellte, wie sie sich selber sahen. Der zusätzliche Hinweis in dem von uns durchforschten Erzählungstext auf die Hunde, die Jupiter und Joe hießen, hilft mit, das fundamentale Anliegen von Javitts Argument zu unterstreichen und gleichzeitig die intra-onomastische Übertragung von Onymen, welche schon die Schwelle vom Lexikon zum Onomastikon überschritten hatten, von einer Namenkategorie in eine andere ins Spiel zu bringen – sowohl Jupiter, ob als Name einer Gottheit oder eines Planeten, wie auch Joe, der Name eines Menschen, werden zu Hundenamen. Praktisch ist alles Schrot für die Mühle des Namengebers, nicht nur Lexikalisches, und auch dies kann selbst dann als Onomastisches

fungieren, wenn die lexikalische Bedeutung noch nicht völlig ausgelöscht worden ist und noch das Potential hat, sich in den Nameninhalt störend einzumischen, wie wenn ein Bäcker widersprüchlich Schneider heißt oder ein Stadtgebiet Freiimfelde oder Lichtenwalde.

In der zweiten von mir zitierten Passage¹³ wird Javitts einladende Bemerkung: „Du kannst mich Javitt nennen ... aber nur, weil das nicht mein richtiger Name ist. Du glaubst doch wohl nicht, daß ich dir den angeben würde“, weiter erklärt und gleichzeitig die oft ausgesprochene Meinung bezweifelt, daß ein Name unter allen Umständen der einmaligen und unverwechselbaren Identifikation dient. Javitts Hinweis auf den dem Stamm bekannten Namen einer Person, auf ihren Namen in der Familie und auf den, welche Fremde kennen dürfen, erinnert mich an meine eigene onomastische Autobiographie, welche ich für den XVIII. Internationalen Kongreß für Namenforschung in Trier im Jahr 1993 zu rekonstruieren versuchte,¹⁴ und welcher zu meiner Überraschung mindestens zwei Dutzend Namen produzierte, die mir in einer Zeitspanne von etwa siebenzig Jahren gegeben worden sind, von verschiedenen Menschen oder Menschengruppen oder unter verschiedenen Umständen und Bedingungen, ein Ergebnis, das mich erkennen ließ, wie registergebunden unsere Namen sind und wie groß die Rolle ist, die angemessene „Richtigkeit“ oder passende „Eignung“ im Namengebrauch spielt.

Die Sozioonomastik, oder sagen wir einmal die Erforschung des Gebrauchs von Namen ist immer noch ein verhältnismäßig vernachlässigter Aspekt unseres Studienfachs, und ich bin versucht, Sie, meine verehrten Leser, einzuladen, einmal zu einer passenden Gelegenheit eine Liste aller Namen aufzustellen, die man Ihnen in Ihrem Leben gegeben hat, zusammen mit ihrer Chronologie, den Umständen, unter denen sie benutzt wurden, und ihrem Förmlichkeitsgrad.

Ein solches Unterfangen würde bald die falsche Vorstellung einer kontinuierlichen Identität vertreiben, die zu allen Zeiten und an allen Orten, von der Geburtsurkunde bis zum Grabstein ihre Gültigkeit hat. Javitt legt den Finger auf die existentielle Verwundbarkeit, die uns befällt, wenn jemand unseren wirklichen Namen kennenlernt: „– der Name, den der Mann, der uns herauszog, kannte – der war so geheim, daß ich den Mann mein Leben lang als Freund behandeln mußte, so daß er ihn nicht einmal mir nennen würde wegen der Verantwortung, die dies mit sich bringen würde – es könnte vorkommen, daß ich ihn vor einem Fremden ausplaudern könnte.“¹⁵ Doch vielleicht sind wir uns der Macht der Namen nicht ganz so unbewußt, wie Javitt es dem Jungen einzureden versucht am Ende seiner kleinen Dissertation über dieses Thema, solange wir uns daran er-

innern, daß diese Macht vom Namenkennen kommt und nicht vom Namenverstehen; Letzteres ist das Privileg des Etymologen, dessen Tätigkeit vielfach als die Reduktion von Namen zu den Worten, die sie einmal gewesen sind, angesehen wird, und somit als der Versuch, sie ihres onymischen Inhalts zu entlasten und ihre lexikalische Bedeutung wiederherzustellen.

Es wird nicht überraschen, daß in einer Erzählung, die soviel über das Namenbewußtsein eines Schriftstellers wie Graham Greene aussagt, die Meinung und die Ratschläge, die Javitt in dieser unterirdischen Welt dem jungen William Wilditch zum Überdenken anbietet, nicht die einzigen Anzeichen einer Bereitschaft zur geistigen Beschäftigung mit Namen sind. U.a. finden sich auch narrative Kreuzverweise auf Robert Louis Stevensons Schatzinsel und zu Daniel Defoes Robinson Crusoe, die dazu führen, daß ein Ort, an dem ein Fußabdruck entdeckt wird, den Namen Fridays Cave, also Freitags Höhle, bekommt;¹⁶ vielleicht nicht so schnell erkennbare Nachklänge der Namengebungsgewohnheiten einer anderen prominenten Gruppe von Schiffbrüchigen, der schweizerischen Familie Robinson, finden sich auch in der Benennung des Camp Hope (des Hoffnungslagers)¹⁷ und des Camp Indecision (des Lagers der Unschlüssigkeit)¹⁸ durch den wohlbelesenen jungen William. Dies sind willkommene Weiser, die uns an die erstaunliche Wirksamkeit von Namen als intertextuelle Verbindungsglieder erinnern, welche die erzählerische Besitznahme bekannter fiktiver onymischer Modelle durch spätere Autoren möglich machen, wie wenn z.B. Angela Thirkell in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts die viktorianische Grafschaft Barsetshire Anthony Trollopes adoptiert und umgestaltet¹⁹, oder William Golding die Namen der Hauptfiguren von R. M. Ballantynes Coral Island (Die Koralleninsel) auf die Jungen in seinem Roman The Lord of the Flies (Der Herr der Fliegen) überträgt.²⁰ Auf diese Weise fungieren Namen oft als Texte innerhalb anderer Texte oder stellen sich als wirkungsvolle verbale Ikone vor, wie wenn z.B. die ersten beiden Zeilen von Carl Sandbergs Gedicht ‚Locations‘ (Örtlichkeiten) – „Wagon Wheel is a place I never saw/ And Red Horse Gulch and the chutes of Cripple Creek“ – wundersame onymische Souvenirs des romantisierten Lebens des amerikanischen ‚Frontiersman‘ und der großen Bewegung westwärts aufzählen in dem Versuch, durch Namenmetaphern eine besondere Atmosphäre zu schaffen und erkennbare und bedeutungsvolle lexikalische Komposita in semantisch entkleidete, poetisch resonierende Klangsymbole amerikanischer Landschaft und Popularkultur zu verwandeln.²¹

Ganz ähnlich schreibt der Schotte Walter Cou tts in seinen Kindheits-erinnerungen:²²

Zu Ostern pflegten wir mit dem Zug (nach St. Fillans) zu fahren und durch die herrliche Abfolge jetzt nicht mehr vorhandener Bahnhöfe – Gleneagles, Tullibardine, Highlandman, Muthil, Crieff, Comrie, Dalchonzie, und so nach unserem Ziel.

Es ist doch wohl keine übertriebene Behauptung, daß diese Ortsnamen, die fast alle gälischen Ursprungs sind und deshalb lexikalisch bedeutungslos für Cou tts und seine Familie, hier nicht nur vorgestellt werden, um eine Reisestrecke abzustecken, die man als Kind mehrfach gefahren ist, und als Erwachsener dem Verlust dieser Strecke eine Träne nachzuweinen – selbst die Bahnhöfe gibt es nicht mehr²³ – sondern auch als eine onymische Perlenkette, als eine Reihe von Schreibungen und Klängen, die an den Verlust der Kindheit selbst erinnern und an ihre unwiederbringlichen Freuden – Ortsnamen, die einen Verlust an Unschuld heraufbeschwören, Fossilien nicht nur sprachlich sondern auch generationsmäßig, Erinnerungen an eine Reise, die man gemacht hat, die aber nun zu Ende ist. Und es ist paradoxisch, daß diese Nennung wirklicher Ortsnamen Hilfestellung leistet für die narrative Schaffung wahrer Bruchstücke einer Vergangenheit, sowohl als Zeit als auch als Ort, die es niemals gegeben hat; Tatsache wird zur Fiktion, und Fiktion wird zur Tatsache. Wirklichkeitsfindung wird, ob man es will oder nicht, zur Wirklichkeitserfindung.

An dieser Stelle möchte ich noch einmal auf die Grundlagen dessen zurückkommen, was mein Verständnis davon betrifft, was Namen sind und leisten, um auf diese Weise die Fundamente zu verstärken, die ich aus einem literarischen Kontext herauszulesen versucht habe. Ganz kurz gefaßt würde ich die Grundbedingungen so formulieren:

Zusätzlich zum grundlegenden Gegensatz von Wortbedeutung und Nameninhalt, d.h. zu einem grundsätzlichen Unterschied in den semantischen Eigenschaften von Wort und Name, der im Englischen durch den Gegensatz von Klein- und Großschreibung der Anfangsbuchstaben und manchmal auch durch andere Kontraste in der Schreibweise – *tailor* – *Taylor* – sichtbar, und durch Akzentverschiebung – *burnside* – *Burnside* – hörbar gemacht wird (im Deutschen sieht es da etwas anders aus) – zusätzlich zu diesem Gegensatz von Wortbedeutung und Nameninhalt also unterscheiden sich Wort und Name auch funktionell. Am einfachsten ließe es sich vielleicht so ausdrücken (obwohl dies auch wiederum zu uner-

wünschter Vereinfachung führen kann): Worte sind konnotativ und Namen sind denotativ, oder, wenn man will: Worte schließen ein, umfassen, verleihen ein, betreiben Mitgliederwerbung, während Namen ausschließen, individualisieren, vereinzeln und keinem Verein beitreten.²⁴

Der Welt der Namen gehören deshalb nur solche Komponenten an – und ein solcher Anspruch scheint nur auf den ersten Blick zu einengend und klaustrophobisch – die sowohl die an sie gestellten semantischen Anforderungen wie auch die funktionellen Erwartungen erfüllen. Es ist notwendig, dies zu betonen, da im weniger präzisen Sprachgebrauch der Terminus ‚Name‘ auch als Ersatz oder als Synonym dessen gebraucht wird, was wohl besser als ‚verbale Bezeichnungen‘ anzusehen ist (selbst ‚Benennungen‘ wäre ein zu verführerisch onomastischer Terminus). Was man im Englischen den Naming-Day in Eden nennt, also den Schöpfungstag, an dem Adam alle Tiere benannt haben soll, war eigentlich nur die Gelegenheit, die verschiedenen Tierarten systematisch zu unterscheiden; Elefant und Tiger, Hund und Katze sind deshalb genau genommen nicht Namen sondern verbale taxonomische Klassifizierungsmittel. Selbst die Bezeichnungen besonderer Hunderassen wie Spitz, Terrier, Dobermann oder Weimaraner sind, so gesehen, keine Namen, da sie eine große Zahl von Hunden derselben Art in ein solches Klassifikationssystem mit einbeschließen, aber Waldi, Prinz, Hexe und Rex wären Namen, und selbst Jupiter und Joe, da sie ein identifizierbares Einzeltier aussondern. Aus der gleichen Perspektive haben die sogenannten ‚Namen‘ von Rosenzuchtungen wie Peace, Elizabeth Harkins, Sweet Dreams oder Elizabeth of Glamis keine onymische Funktion und keinen Nameninhalt, trotz Shakespeares berühmten Zitats aus ‚Romeo und Julia‘ über die unvergängliche Identität von Rosen: „What’s in a Name?“ Sie sind immer noch Worte oder Verbalphrasen und keine Namen, während die Benennung einer einzelnen Blume ein prinzipieller Namengebungsakt wäre.

In dieser Hinsicht habe ich auch Probleme mit den sogenannten Waren- oder Markennamen, die in den letzten Jahren in der Namenforschung aufgetaucht sind und u.a. auch in Referaten auf onomastischen Kongressen, wie z.B. auf ICOS XIX (1996) in Aberdeen.²⁵ Es wäre natürlich völlig ungerechtfertigt zu behaupten, daß sie kein intensives Studium wert wären (ganz im Gegenteil), aber als Namenforscher scheint es mir, daß sie einer zwiespältigen Kategorie auf der Schwelle zwischen Lexikon und Onomastikon angehören, so daß Automarken wie Cavalier, Civic und Metro Namen nicht mehr ähneln als Spitz, Terrier, Dobermann oder Weimaraner, besonders in Anbetracht der Beobachtung, daß viele Besit-

zer ihrem Wagen echte, individuelle Namen geben, wie Amanda, Penelope oder George, in Sprechakten, die der Namenverleihung an Haustiere eng verwandt sind. Im Vergleich fungieren Cavalier, Civic und Metro mehr als Klassenbezeichnungen von Automobilen denn als Identifizierungen wie Nummernschilder oder Motorennummern.

Dies läßt sich auch von anderen Produkten sagen: Falls jemand einem einzelnen Karton Corn Flakes oder einem einzelnen Lippenstift oder einer besonderen Flasche eines Abwaschmittels einen Namen gibt, wäre dies ein unumstrittener onymischer Akt, und so etwas kommt ja auch vor. Vor kurzem fielen mir zwei Buchtitel auf: A Positron named Priscilla (ein Positron, daß Priscilla heißt), und A Plant called Spot (eine Pflanze, die Spot heißt), und jemand erzählte mir von einem Microchip, das Baby Irving heißt; in Gerhard Koss's Plenarvortrag in Aberdeen fand ich eine Handtasche namens Else.²⁶ Vor einigen Jahren hatte ich in meinem Arbeitszimmer in der Universität eine Zimmerpflanze namens Misty, obwohl sie im Volksmund als Busy Lizzy bezeichnet wurde wegen ihres schnellen Wachstums.

Trotz der engen Begrenzungen, die ich Einzelobjekten auferlegt habe, bevor sie echte Namen verdienen, ist das gesamte Nameninventar der uns umgebenden Welt, der wir unseren organisatorischen Stempel aufdrücken wollen, wesentlich größer und variierter, als man annehmen möchte. Wir leben in einer Welt voller Namen und müssen mit ihnen fertig werden; denn homo nominans ist überall zu Werke, nicht nur in der Benennung von Örtlichkeiten und Personen. Ich habe z.B. von einem Hamster gehört, der Hamstring ‚Knieflechse‘ heißt, und von einem Goldfisch, der den ironischen Namen Jaws hat, der eigentlich im Film einem Hai zugehört. Ein wortspielerischer Bekannter von mir hat eine Katze namens Ceremony, so daß seine Frau und er ihre Besucher warnen können „Don't stand on ceremony“, was soviel wie „Fühlt euch wie zu Hause“ bedeutet. Feldmarschall Montgomery soll seinen Hund Hitler genannt haben, und eine im britischen Fernsehen bekannte Dame, Jill Golden, hat einen Roman über eine Tischlampe (englisch angle-poise lamp) geschrieben, die Angus heißt. Puppen und Stofftieren werden fast immer Namen gegeben, so als ob sie lebendige Wesen wären, Boote und Schiffe werden offiziell ‚getauft‘, und als Erweiterung dieser Gepflogenheit bekommen Flugzeuge, wie auch Lokomotiven und ganze Züge Namen. Es gibt Namen berühmter Schwerter, von denen einige magische Eigenschaften haben; auch Kanonen und andere Waffen haben oft Namen; man denke nur an Exkalibur und die Dicke Berta. Haustieren und Tieren auf dem Bauernhof werden

individuelle Namen gegeben, wie auch Vögeln, z.B. Kanarienvögeln, Wellensittichen und natürlich Papageien. Vor kurzem stieß ich auf eine Kurznachricht in einer schottischen Zeitung:

Eine Riesenschlange, die Sly heißt (also etwa ‚verschlagen‘ oder ‚listig‘) war gestern abend verschwunden, nachdem sie während eines Einbruchs in das Haus ihres Besitzers entkommen war. Charlie Kirk, 28, stellte fest, daß die einen Meter lange Schlange aus ihrem Behälter entwichen war, als er gestern früh in seine Wohnung in St. Andrew's Court, Glasgow Street, Dumfries (in Südschottland) zurückkehrte. Ein Polizeisprecher sagte: „Obwohl die Schlange nicht besonders gefährlich sein soll, sollte niemand, der sie sieht, versuchen, sie wieder einzufangen.“

Ich weiß nicht, ob die Schlange noch auf freiem Fuß ist, wenn das der richtige Ausdruck für eine entkommene Schlange ist. Also Vorsicht!

Nicht nur Privatbesitzer, auch Zoos geben ihren bekanntesten Tieren, wie Riesenpandas oder Gorillas, Namen.

Liebhaber bedenken gern zur Bereicherung und Individualisierung des Liebesspiels die intimsten Körperteile ihrer Partner mit Namen, in Anlehnung an John Thomas und Lady Jane in D. H. Lawrence's Roman *Lady Chatterley's Lover*; dabei folgen sie aber keineswegs immer den onymischen Modellen des Romans, wie man aus den folgenden Namen ersehen kann: Pink Torpedo, King Kong, Fuzzbuster und Cabbage Patch Kid. Leser können diese Reihe persönlich und im privaten Gespräch ergänzen.²⁷ Eine meiner Studentinnen bekannte schüchtern in einer Klasse, daß, als sie noch jünger war, ihr Nabel den Namen Threlfall gehabt hätte. Es gibt natürlich noch viele andere Beispiele mehr; denn anscheinend gibt es keinen Bereich des Lebens, in dem irgendetwas nicht durch Namen individualisiert und personifiziert werden kann. Neu hinzugekommen sind da vor kurzem z.B. die unsichtbaren, unterseeischen Ölfelder vor der Küste Norwegens, die alle absichtlich und systematisch Namen erhalten haben.²⁸

Ganz wenige dieser Namen können letzten Endes als wirklich einzigartig bezeichnet werden. Persönliche Motivierung, Familiendruck, gesellschaftliche und religiöse Traditionen, modischer Einfluß, alle rufen ähnliche onymische Reaktionen hervor, wie auch die stärkste aller in der Namengebung wirkenden Kräfte – die Analogie.²⁹ Ideale Individualisierung und unanzweifelbare Identität gibt es deshalb nur in beschränkten Kontexten: Man findet z.B. nur eine Main Street in derselben Stadt, ein Feld, das Big Meadow heißt, auf demselben Bauernhof, eine Farm namens Baile Meadhonach (Gälisch für Mitteldorf) in einem Tal, eine Halbinsel, die Rosness heißt, in einem Küstenstrich, eine Insel mit dem

Namen Papay in derselben Inselgruppe, eine Stadt namens Aberdeen in derselben Grafschaft, der gleichen Provinz oder dem gleichen Staat, nur einen Sohn, der Peter, Paul oder Michael heißt, oder eine Tochter namens Margarete, Maria oder Katharina in derselben Familie (obwohl der Name wiederholt werden kann, wenn eine ältere Schwester desselben Namens verstorben ist); nur ein Fischkutter, der Morning Glory heißt, läuft aus einem Heimathafen aus (obgleich der Name in verschiedenen Generationen einer Reihe von Booten gegeben werden kann). Besonders im Falle von Ortsnamenschöpfungen wäre es interessant, die Art der Faktoren aufzudecken, welche, abgesehen von der Entfernung, eine Rolle spielen, bevor ein Name, ohne Verwirrung zu stiften, wiederholt werden kann. Einer der einflußreichsten Faktoren ist zweifelsohne die Tatsache, daß Namen nur in Verbindung mit und in Abhängigkeit von anderen Namen existieren und sich dadurch gegenseitig formen. Der Einzelname hat keine Funktion, und lose Namenknäuel verknüpfen sich bald in zusammenhängende Namennetze und durchstrukturierte Namenfelder,³⁰ oder in organisierte Systeme, wie Straßennamen in einem Ort, Pferdenamen in einem Gestütbuch, oder Kühe in einem Herdbuch. Man kommt deshalb in Versuchung, die Behauptung aufzustellen, daß Duplikate im Prinzip nicht möglich sind, oder zumindest nicht wünschenswert sind, in solchen Namenfeldern, wie auch immer man diese definieren oder abgrenzen mag.

Über diese stilistische Brücke bewegen wir uns nun in den Teil der Namenwelt, den ich am besten kenne – die Ortsnamen Schottlands. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts habe ich mich wissenschaftlich mit all den Schichten beschäftigt, die ihr toponymisches Vermächtnis im Palimpsest, das die schottische Landkarte darstellt, hinterlassen haben. Damit meine ich u.a. die vorkeltischen und vorrömischen Namen einiger der Hauptflüsse, sowie die pikthischen Namen in Nordostschottland von der Römerzeit bis zur Mitte des neunten Jahrhunderts, die brittonischen Namen des schottischen Südens während des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung, die Ausbreitung gälischer Namen von Irland aus vom fünften Jahrhundert an, die Ankunft der Angeln aus Nordhumbrien in Südostschottland im zweiten Viertel des siebten Jahrhunderts und ihr allmählicher, aber unauffaltsamer sprachlicher Vormarsch über das ganze Land, und die Invasion der Inseln im Norden und Westen Schottlands (also von Shetland, Orkney und den Hebriden) und den diesen gegenüberliegenden Teilen der Hauptinsel nach dem Jahr 800 durch Skandinavien und auch deren Anwesenheit im schottischen Südwesten. Es ergibt sich ein komplexes, vielleicht sogar verwirrendes Bild, sowohl räumlich wie auch zeitlich,

aber auch sprachlich, und in den letzten Jahrzehnten war es das Hauptanliegen der schottischen Ortsnamenforschung, erstens der lokalisierbaren Anwesenheit all dieser Komponenten nachzugehen mit Hilfe einer Reihe von Verbreitungskarten, die auf der Streuung von isolierbaren Elementen basieren, und sich zweitens darauf an die riskante, aber notwendige Aufgabe zu machen, diese räumlich konzipierten Karten in zeitlich orientierte zu übersetzen. Wie auch anderswo – z.B. in England, Deutschland oder den nordischen Ländern – war dabei die Hauptrolle, welche die Ortsnamengebung in diesem Verfahren spielte, ihre Befragung zum Zweck der Erstellung chronologischer Schichten, die ihrerseits mehrere Aspekte und Phasen der schottischen Siedlungsgeschichte zu erhellen in der Lage sein konnten.³¹ Zweifellos haben toponymische Materialien in dieser service function, dieser Bedienstetenrolle, der Wissenschaft bisher den wirkungsvollsten Beitrag geleistet, und es ist anzunehmen, daß sie ihre Nützlichkeit für solcherart historische Forschung noch auf Jahre hinaus erweisen werden, besonders in der nur mit Feingefühl zu lösenden Aufgabe, Schichten innerhalb anderer Schichten zu definieren und ihnen Gehalt zu geben, ein Unternehmen, das mehr, viel mehr, verlangt als das traditionelle Eintragen von Symbolen auf zweidimensionale Karten. Insbesondere haben unsere Geographen das Niveau und die Erwartungen dieser Untersuchungen sehr gehoben, indem sie eine Reihe von außersprachlichen Faktoren ins Spiel gebracht haben.³²

Diese Art, an die Probleme heranzugehen, ist natürlich nicht nur geläufig, sondern auch zu unterstützen, und es soll hier auf keinen Fall der Eindruck erweckt werden, daß meine Kritik zur Entmutigung zukünftiger Forscher führen soll; ganz im Gegenteil, es gibt gerade in der Ausbeutung der uns zur Verfügung stehenden Belege für das Enträtseln des toponymischen Palimpsests noch sehr viel zu tun. Trotzdem hat sich mir schon seit einiger Zeit die Überzeugung aufgedrängt, daß eine solche Analyse toponymischen Materials trotz ihres offensichtlichen Nutzens für andere Disziplinen Namen nicht als Namen behandelt und deshalb auch nicht ihr volles Potential verwirklicht. Aus diesem Grund habe ich in den letzten Jahren mehr und mehr auf einer ‚onomastischen Onomastik‘ bestanden und für eine intensive Erforschung aller Aspekte von Namen als solchen durch geschulte Experten plädiert oder, wenn man so will, im Einklang mit dem Thema dieser Übersicht, aller Ecken und Kanten der Welt der Namen.³³ Wenn dieser Aufruf, dieser hartnäckige Feldzug, das Ziel haben sollte, die Onomastik als eine eigene Disziplin anzuerkennen, so soll das, ja, darf das, nicht heißen, daß dieses Ziel im geistigen Klima des neunzehnten Jahrhunderts verstanden werden soll, mit seinem zufried-

denen Separatismus und seiner trennende Wände aufbauenden, tauben-züchterischen Unterteilungssucht, sondern vielmehr als ein Ausdruck der Disziplinen verbindenden und übergreifenden Eigenschaften der Namensforschung, welche ihr einen Platz in der vordersten Reihe modernen akademischen Unternehmungsgeistes verschaffen sollte. Die Erforschung von Namen wird nur dann zu sich selbst kommen und zu voller Blüte, wenn sie nicht mehr mißverstanden und deshalb unverantwortlich behandelt wird als ein etwas seltsames Unterfach der Sprachwissenschaft und als die leicht verfügbare zusätzliche Quelle für Historiker, Archäologen, Geographen, Volkskundler, Religionswissenschaftler, Juristen, Biologen und andere mehr. Es versteht sich natürlich von selbst, daß die Namenskunde mit den ihr benachbarten Fächern zusammenarbeiten muß, wenn sie nicht an narzißhafter Eigenbrödelei zugrunde gehen soll.

Meine eigenen ersten vorsichtigen Versuche in diese Richtung waren vor allem den Ortsnamen gewidmet, welche die skandinavischen Kolonisten nach Schottland, vor allem auf die den schottischen Nord- und Westküsten vorgelagerten Inselgruppen, einführten und später als Zeugnisse ihrer Siedlung und Herrschaft hinterließen. Insbesondere habe ich versucht mir vorzustellen, wie Menschen zu Mute gewesen sein muß, die nach Verlassen ihrer norwegischen Heimat auf der Suche nach Land, das für Siedlung geeignet war, in ihren neuen Siedlungsgebieten nicht nur Grundlagen für das physische Überleben schaffen mußten durch genügend Nahrung, Trank und Wetterschutz, sondern auch die Möglichkeiten für das geistige Überleben und zur Orientierung durch Einzelnamen und ganzen Nomenklaturen für natürliche und von Menschenhand geschaffene ausklammerbare Bestandteile der neuen Landschaft, und das ohne einen Schnellkurs im Namengeben an der Universität Oslo. Das erste und vielleicht etwas überraschende Resultat einer statistischen Analyse skandinavischer Ortsnamen in einigen der Northern Isles bezeugt, daß diese ungeschulten Namengeber vor allem Nachahmer und keine Innovatoren waren; denn die große Mehrzahl der von ihnen gegebenen Namen haben identische Gegenstücke in Norwegen oder in den Fällen, in welchen solche bisher noch nicht entdeckt worden sind, wie z.B. in der Verbindung von besonderen Personennamen mit gewissen Grundelementen, gibt es fast immer ähnliche Namenkomposita in ihrem Heimatland.³⁴ Wie schon erwähnt, war zweifellos die Analogie ein Hauptfaktor in Scotia Scandinavica;³⁵ aber wie wirkte sich dieser Einfluß in der Praxis aus?

Es war, und ist vielleicht noch heute, auf unserem Forschungsgebiet üblich, vor allem zwei Vorgänge für die Schaffung von Ortsnamen in neuen Siedlungsgebieten verantwortlich zu machen, und das trifft auch für die

skandinavische Namengebung im Norden und Westen Schottlands vom neunten Jahrhundert an zu: Einerseits eine bewußte, unanalytische Übertragung identifizierbarer, kompletter Namen aus dem norwegischen Mutterland in das Kolonialgebiet, motiviert vor allem durch Nostalgie und durch den Wunsch, die neue Landschaft der Heimat so ähnlich wie möglich zu machen; es besteht kein Zweifel, daß solche direkten Übertragungen von Einzelnamen statt fanden, jedoch nicht in demselben Ausmaß wie während der Besiedlung New Englands von Großbritannien, besonders England, aus vom sechzehnten Jahrhundert an. Ihre typischen Merkmale waren oft lexikalische Diskrepanz auf semantischer Ebene in der neuen Örtlichkeit, etwa so wie Plymouth, Andover oder Boston keine lexikalischen Reflexe der landschaftlichen Lage der so benannten Orte in New England sind. Eine zweite Namengebungsmethode muß jedoch eine weitaus größere Wirkung gehabt haben, d.h. die Schöpfung neuer Namenkomposita aus vorhandenem Material, sowohl Grund- wie auch Bestimmungselementen, im topographischen Sektor des Lexikons, selbst wenn die Bedeutung, welche gewöhnlich den Worten im Heimatland zukam, ein wenig verbogen werden mußte, um den etwas unterschiedlichen Konturen und Erscheinungsformen von Komponenten in der neuen Landschaft Genüge zu tun. Die Schöpfung von neuen Namen aus einem schon bestehenden Vokabular, das auch, wenn nötig, in der Heimat für das Erfinden neuer Namen benutzt werden konnte, nimmt offensichtlich eine zentrale Stelle in den Benennungstätigkeiten von Siedlern, die noch nie in ihrem Leben einer Örtlichkeit einen Namen gegeben hatten, ein. Wenn sich in der Tat die Namensschöpfung aus lexikalischen Bestandteilen als die fundamentale und häufigste Art, neue Namen zu schaffen, aufzeigen läßt, dann kann diese durchaus zur Erklärung beitragen für die große Zahl identischer oder zumindest ähnlicher Namen auf beiden Seiten der Nordsee. Es scheint mir jedoch, als ob dieser Vorgang nicht allein verantwortlich sein kann für den erstaunlichen Grad an Kongruität zwischen den beiden Namenlandschaften, der einen in der Heimat und der anderen in den neu besiedelten Ländern, vor allem auf den Inseln. Mir ist deshalb der Gedanke gekommen – und ich habe diesen Vorschlag schon zu mehreren Gelegenheiten gemacht – daß es einen dritten Weg gibt, auf dem koloniale Namengebungen geschaffen werden können, insbesondere von unerfahrenen, vor allem nachahmenden Namegebern, und das ist die Übertragung von ganzen Namenmodellen oder -mustern als Teil des geistigen Gepäcks der Emigranten von Norwegen nach Schottland, ohne – und das ist wichtig – irgendwelchen direkten Bezug auf einen besonderen, identifizierbaren Ort in Norwegen. Dies wären sozusagen fertige Namen – von-

der-Stange, leicht griffbereit, wenn benötigt – keine besondere Erfahrung erforderlich. Siedler, die sich z.B. einer Bucht gegenüber sahen, deren Haupteigenschaft ihrer Ansicht nach (und ich gebrauche hier das Wort ‚Ansicht‘ in seiner ursprünglichen Bedeutung) ihr Sandstrand war, würden diese Bucht Sand-vik ‚Sandbucht‘ nennen; denn das war die Art von Name, welche diese Art von Bucht in Norwegen gehabt hätte oder welche ihr dort gegeben worden wäre, wenn sie noch keinen gehabt hätte. Der Name Sand-vik wäre deshalb übertragen worden mit seiner lexikalischen Transparenz mehr oder weniger intakt, aber ohne Hinweis auf oder Erinnerung an einen bestimmten Ort, eine bestimmte Bucht in Norwegen, an ein bestimmtes norwegisches Sand-vik. Es gibt Hunderte von Namen, für welche dieser Vorgang meines Erachtens die attraktivste Erklärung wäre. In diesem Zusammenhang sind mir besonders die vielen schottischen Inseln, die Oronsay oder Orosay heißen, aufgefallen, alles Inseln, die bei Ebbe mit der Hauptinsel oder einer anderen, in der Nähe liegenden Insel verbunden, aber bei Flut von dieser getrennt sind, perfekte Gegenstücke zu den norwegischen Inseln, die Orfiris-ey heißen. Es ist nicht so sehr die Tatsache, daß es solche Namen überhaupt in Schottland gibt, die hier besonders eindrucksvoll ist, sondern daß Inseln, welche diese Charakteristiken haben, ausnahmslos diesen Namen tragen und keinen anderen. Keiner der ersten beiden Vorgänge – also weder die direkte Übertragung kompletter Einzelnamen noch die Schaffung von Namen ad hoc aus lexikalischem Material – wird dieser Situation völlig gerecht, und der dritte Vorschlag ist deshalb nötig, um eine adäquate Erklärung für das Vorhandensein solcher Namen auf Kolonialboden mit solcher Häufigkeit zu finden, selbst wenn man mit einer scheinbar widersprüchlichen Kategorie von konnotativen Namen rechnen muß.³⁶

Eine detaillierte Analyse der schottischen Ortsnamen aus der Wikingerzeit zeigt auch einige klar definierbare Namenkategorien in Schottland auf. Wie zu erwarten, haben die meisten dieser Namen den Zweck, zur Orientierung beizutragen. In einem Gebiet z.B. oder in einer Gegend, die durch eine abtrennbare Microtoponymie ihre onymische Struktur erhalten hat – vielleicht eine kleine Insel oder ein Flußtal – genügt es, erkennbare Landschaftsformen allein durch ein Grundelement, ein Simplex, zu identifizieren, wie in den Namen Brough (AN borg), Garth (AN garr), Howar (AN haugr), usw. Sobald es jedoch mehrere Landschaftskomponenten derselben Art gibt, besonders wenn sie so nahe beieinander liegen, daß diese einfache Art von Benennung verwirren könnte, wird es nötig, durch Bestimmungselemente klare Verhältnisse zu schaffen, also voneinander verschiedene Namenkomposita. In solchen Fällen scheint es in der

Wikingerzeit der erste Impuls gewesen zu sein, Verwirrung dadurch zu vermeiden, daß man zwei benachbarte Landschaftsformen zueinander in Beziehung setzte, also z.B. eine Halbinsel zu einer Höhle, einen Bauernhof zu einer Flußmündung u.dgl. Andere Faktoren wie Flora und Fauna, Form und Größe, Farbe und Eigenschaften des Geländes, die offensichtlich auch zur Wahl standen, spielten nur eine untergeordnete Rolle. Falls trotzdem die Farbe eines Felsens als ein am klarsten erkennbares und namengeberisch verführerischstes Charakteristikum betrachtet wurde, dann ergab sich daraus sogleich und ohne irgendwelche anderen konkurrierenden Einflüsse ein Name Whiteclett ‚weißer Felsen‘. Ähnliches geschah, wenn ein Stück Land zur rechten Jahreszeit so lebhaft und aufseherregend durch das Purpur des Heidekrauts überwachsen war, daß nur Namen wie Linklett ‚Heideabhang‘ oder Lingay ‚Heideinsel‘ ihm gerecht werden konnten. Ganz allgemein könnte man sagen, daß diese der Orientierung dienenden Benennungen vor allem visuellen Charakter haben, wie man es eben von ihrer ausdrücklichen Funktion erwarten kann. Es scheint deshalb mehr als seltsam, daß einem weiteren Hauptprinzip im Benennen von Lokalitäten, Besitzertum, diese visuelle Eigenschaft völlig fehlt. Nur Eingeweihte sind in der Lage, solche Namen richtig zu nutzen, da die als Bestimmungselement vorkommenden Personennamen keinen direkten Bezug zu anderen Komponenten in der Landschaft haben oder der Orientierung durch das Auge keine sichtbare Hilfe leisten. Solche Besitzernamen u.dgl. drücken der Landschaft durch für die Gemeinschaft, aber nicht für Außenseiter gültige oder erkennbare Werte und Denkweisen ihren Stempel auf. Sie dienen der Orientierung von innen her.³⁷

Die Nordmänner – man kann sie kaum noch Wikinger nennen in den späteren Phasen ihrer Kolonisierung und Besiedlung, sagen wir einmal nach 1100 A.D. – setzten natürlich das Geben von geographischen Namen fort, solange sie ihr Gebiet beherrschten. Abgesehen davon, daß sie der wachsenden Namengebung von schon bestehenden Siedlungen in Shetland, Orkney und den äußeren Hebriden neue Namen hinzufügten, wurde es auch notwendig, zusätzliche Namen zu schaffen in Gebieten, die nicht permanent von ihnen bewohnt waren, sondern jahreszeitbedingten Tätigkeiten dienen.³⁸ Man könnte solche skandinavischen Namen fast als Exonyme bezeichnen, auch wenn wir selten wissen, wie der einheimische Name war oder ob es überhaupt einen gegeben hat. Die Insel Arran im Firth of Clyde scheint das Ziel solcher Aktivitäten gewesen zu sein; denn obwohl viele der Namen skandinavischen Ursprungs auf der Insel heute Bauernhöfe und Dörfer bezeichnen, haben keine von ihnen ihr Dasein auf diese Weise begonnen.³⁹ Sie sind alle Namen von Küstenteilen

oder von Formungen, die man leicht von der Küste her sehen oder erreichen kann. Dazu gehören zwei Namen von Buchten (Brodict und Sannox, letzteres unser alter Bekannter Sand-vik), acht Namen kleinerer Flußtäler und Schluchten (wie Ormidale und Catacol) und drei Flußnamen (-ranza, -iorsa und -rosa). Mit Ausnahme von Goat Fell, dem höchsten Berg der Insel, der von See her weit sichtbar ist, stellt dieses nicht gerade große Inventar skandinavischer Ortsnamen nicht die Namengebung von Siedlern dar, sondern von gelegentlichen, obwohl ziemlich regelmäßigen, aber wohl nicht immer willkommenen Besuchern. Es ist eine Namengebung, welche die Insel vom Meer her erfährt und sozusagen in Sichtweite der Boote entstanden ist, auch während der Nutzung der Insel. Sie ist aus dem toponymischen Vokabular von Seeleuten geformt worden und von Fischern und Jägern, oder von Hirten während des sommerlichen Gräsens ihrer Herden. Sie gleicht der skandinavischen Namengebung an der Westküste Schottlands, besonders in Argyll.

Die Inselbewohner der Hebriden, falls man den Namen trauen darf, die sie hinterlassen haben, haben die Insel Arran mehr als einen Teil der östlich von ihr gelegenen Hauptinsel aufgefaßt als ihrem eigenen insularen Herrschaftsgebiet zugehörig. Kein einziger nordischer Name erweckt den Eindruck, daß sein Namengeber oder die ihm folgenden Namenbenutzer jemals während der klimatisch unangenehmen Winter auf der Insel blieben oder permanente Wohnstätten auf Arran hatten. Auf Grund unserer Durchsicht dieser Namen kann man deshalb nur folgern, daß Arrania Scandinavica ein Bestandteil des nicht besiedelten Scotia Scandinavica war, aber schon ganz an seiner Südspitze und in der Nähe des nicht-skandinavischen Festlands. Im Einklang mit diesem Ergebnis wären die nordischen geographischen Namen der Insel Arran ein von Außenseitern geschaffenes Namensnetz, d.h. von Menschen, die wie das Meer gierig die Insel begehren, bei jeder Flut nach ihr schnappen und bei jeder Ebbe wieder zurückgetrieben werden. Dauerlosigkeit ist ihr Hauptmerkmal, und es erstaunt ein wenig, daß dieses flüchtige toponymische Erbe überhaupt überlebt hat und uns durch Gälisch und danach durch Englisch übermittelt worden ist.

An diesem Punkt ist es kaum nötig für mich, noch einmal die immer wieder in Staunen versetzende Weite und die kaleidoskopische Variabilität der Welt der Namen zu betonen; denn wir haben eine ziemliche Strecke hinter uns gebracht, seit wir uns von den unterirdischen Räumlichkeiten unter dem Garten von Graham Greenes fiktivem Landhaus auf den Weg gemacht haben zu dieser onomastischen Forschungsreise. Man kann nie vorhersagen, wo man auf einer solchen abenteuerlichen Fahrt enden

wird, und es sah doch zu Beginn wirklich nicht so aus, als ob unser Reiseziel die schottische Insel Arran im Firth of Clyde sein würde. Das ist eben – und sie wissen das ja aus eigener Erfahrung, geehrte Leser – ein Teil der magnetischen Anziehungskraft der Namenkunde.

Jetzt sind wir so ungefähr zum Schluß dessen gekommen, was ich für diesen Exkurs geplant hatte, aber ich möchte doch noch eine kurze, anekdotenhafte Coda dieser Namensinfonie hinzufügen: Als ich vor ein paar Jahren die schottische Nationalgalerie auf dem Mound in Edinburgh besuchte, sah ich mir eine eindrucksvolle Sonderausstellung früher Landschaftsmalerei in Schottland an, welche den Titel „Die Entdeckung Schottlands“ trug.⁴⁰ Unter den ausgestellten Bildern befand sich Horatio MacCullochs aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts stammendes Gemälde von Inverlochy Castle in der Nähe von Fort William. Das Schloß wurde durch ein Schildchen neben dem Bild identifiziert, und als ich mir beides zusammen betrachtete, das gemalte Schloß und den befestigten Namen, fiel mir auf, wieviel die beiden gemeinsam hatten, weil sie beide Ruinen in der Landschaft waren, das eine im materiellen Sinne und der andere als sprachlich-onomastischer Reflex. Und es kam mir in den Sinn – und dieser Gedanke hat mich nie wieder verlassen – daß sie, gemeinsam mit anderen schottischen Ortsnamen wie Melrose, Tantallon, Dunkeld, Elgin, Tirim, Crathes, ob sie nun ruinenhaften Gebäuden zugehören oder nicht, von uns als Namenkundlern zunächst einmal systematische Befragung verlangen und verdienen bezüglich ihres verfallenen Zustands und, sagen wir einmal, des Wiederaufbaus der sprachlichen Schlösser, Abteien, Kathedralen, die sie einmal gewesen waren, und zweitens, und dies ist vielleicht noch wichtiger, den ernstesten Versuch, sie in den ihnen gebührenden Rahmen zu setzen und, nach ihrer Wiederherstellung, wieder ins Leben zurückzurufen, so wie sie es verdient haben, als wäre kein Stein je gefallen und keine Sprache je gestorben oder in Verfall geraten. Ich sehe ein solches Unternehmen keinesfalls als elitehörig an; denn es gibt keine langweiligen Namen, und Gewöhnlichkeit, wenn sie nur aus dem richtigen Blickwinkel gesehen wird, kann zu einem positiven Emblem werden.⁴¹ Es ist darum kein Wunder, daß ich Ihnen, verehrte Leser, von der Welt der Namen schwärmen wollte, meiner Welt der Namen, damit sie auch zu der Ihren wird.

Anmerkungen:

- 1 Dies ist eine überarbeitete Fassung eines Vortrags, den ich am 28. November 1997 in Leipzig auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Namenkunde gehalten habe. Dieser deutsche Vortrag basiert auf einer englischen Fassung, die ich am 19. Mai 1994 in Belfast vorgetragen habe und die in der Zeitschrift "Ainm" erscheinen soll, deren Herausgeber mir freundlicherweise erlaubt, die deutsche Fassung hier abzudrucken.
- 2 Die hier benutzte Fassung der Erzählung „Under the Garden“ erschien in Graham Greene, „Erzählungen“. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1981. S. 137-192. Alle Seitenverweise beziehen sich auf diese Ausgabe.
- 3 Alle Zitate werde hier mit freundlicher Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags Wien, abgedruckt.
- 4 Greene, S. 156-158.
- 5 Greene, S. 166.
- 6 In der ursprünglichen englischen Fassung heißt es: „Just a sound she answers to“.
- 7 Greene, S. 171-172.
- 8 S. THOMPSON, One Hundred Favorite Folktales. Bloomington, IN, 1969, S. 150-157.
- 9 Ebenda, S. 19-21.
- 10 In der englischen Übersetzung: “The Realm of the accursed king” und “the grove where golden flowers grow.”
- 11 J. R. SEARLE, Speech Acts: An Essay in the Philosophy of Language. Cambridge 1969, S. 174.
- 12 Siehe Anm. 6.
- 13 Siehe S. 2; die hier gebrauchte deutsche Fassung unterscheidet sich leicht von der offiziellen Übersetzung.
- 14 Abgesehen von den Acta des Kongresses soll dieses auf Englisch gehaltene Referat in der Zeitschrift “Names” veröffentlicht werden.
- 15 Siehe S. 3; die hier gebrauchte Fassung unterscheidet sich wieder leicht von der dort zitierten offiziellen Übersetzung.
- 16 Greene, S. 157.
- 17 Greene, S. 155; dort „Lager Hoffnung“.
- 18 Greene, S. 160; dort „Camp Unentschlossenheit“.
- 19 Siehe W. F. H. Nicolaisen, The Place-Names of Barsetshire. „Literary Onomastics Studies“ 3 (1976), S. 1-21.
- 20 William Golding, The Lord of the Flies. London 1954. Siehe W. F. H. NICOLAISEN, Desert Island Onomastics. In: „Literary Onomastics Studies“ 5 (1978), S. 110-151; hier S. 26-31.
- 21 Siehe W. F. H. NICOLAISEN, in: Names as Verbal Icons. In: „Names“ 22 (1974), S. 104-110.
- 22 Antony KAMM und Anne LEAN (Hrsg.), A Scottish Childhood: 70 Famous Scots Remember. Glasgow, 1984, S. 44.
- 23 Ein Bahnhof in Gleneagles ist seither wieder eröffnet worden.
- 24 Siehe W. F. H. NICOLAISEN, Are there Connotative Names? In: „Names“ 26 (1978), S. 40-47.
- 25 Siehe W. F. H. NICOLAISEN (Hrsg.) Proceedings of the XIXth International Congress of Onomastic Sciences. Aberdeen, 1998, Band I, S. 103-109, 186-193, 195, 288-300.
- 26 Ebenda, S. 33, Anm. 41.

- 27 Der Vortragende schlug an diesem Punkt vor, dieses etwas heikle Thema nicht mit in die nachfolgende Diskussion einzubeziehen.
- 28 Siehe J. ELLINGSVE, Naming the Unseen: Theoretical Problems and Pragmatic Solutions Concerning the Naming of Norwegian Oil and Gas Fields in the North Sea. Proceedings of the XIXth International Congress of Onomastic Sciences. Aberdeen 1998, Band II, S. 90-96.
- 29 Siehe G. ALBOGE, et al. (Hrsg.) *Analogi i Navngivning*. „NORNA-rapporter“ 45, Uppsala 1991.
- 30 W. F. H. NICOLAISEN, Lexical and Onomastic Fields. In: Proceedings of the Thirteenth International Congress of Onomastic Sciences, Band II. Cracow, 1982, S. 209-216.
- 31 Siehe W. F. H. NICOLAISEN, *Scottish Place-Names: Their Study and Significance*. London, 1976.
- 32 G. WHITTINGTON and J. A. SOULSBY, A Preliminary Report on an Investigation into Pit Placenames. In: „Scottish Geographical Magazine“ 84 (1968), S. 117-125.
- 33 W. F. H. NICOLAISEN, Onomastic Onomastics. Proceedings of the XVIth International Congress of Onomastic Sciences. Quebec (1990), S. 3-14.
- 34 W. F. H. NICOLAISEN, Imitation and Innovation in the Scandinavian Place Names of the Northern Isles of Scotland. In: „Nomina“ 11 (1987), S. 75-85.
- 35 W. F. H. NICOLAISEN, Scottish Analogues of Scandinavian Place Names. *Alboge et al.*, S. 147-155 (s. Anm. 29).
- 36 Siehe Anm. 24.
- 37 W. F. H. NICOLAISEN, Viking Place Names in Scotland. In: „NORNA-rapporter“ 54 (1994), S. 31- 39.
- 38 S. NICOLAISEN, *Scottish Place-Names*, S. 94-96.
- 39 Siehe W. F. H. NICOLAISEN, Arran Place Names; A Fresh Look. In: „Northern Studies“ 28 (1992), S. 1-13.
- 40 W. F. H. NICOLAISEN, Inverlochry: Place Names as Ruins. In: „Literary Onomastics Studies“ 8 (1981), S. 27-38.
- 41 W. F. H. NICOLAISEN, Burnside of Duntrune: An Essay in the Praise of Ordinarity. In: „Names“ 33 (1985), S. 29-38.